

AUSZUG AUS:

LEIPZIGER KAMERA - INITIATIVE GEGEN ÜBERWACHUNG (HRSG.)

KONTROLLVERLUSTE

INTERVENTIONEN GEGEN ÜBERWACHUNG

256 SEITEN | 18 EUR [D] | ISBN 978-3-89771-491-5

UNRAST VERLAG, MÜNSTER, MÄRZ 2009

[HTTP://WWW.UNRAST-VERLAG.DE/UNRAST,2,308,7.HTML](http://www.unrast-verlag.de/unrast,2,308,7.html)

WAS IST HEUTE NOCH SICHER? FRAUEN IM SICHERHEITSDISKURS

VON SARAH DELLMANN

In den ständig geführten Diskussionen um Sicherheit und Überwachung werden oftmals Sicherheitsbedürfnisse von Frauen zitiert, mit denen die massive Präsenz von Bundespolizei, privaten

Sicherheitsdiensten, Kameras in öffentlichen Räumen und weitere Kontrollen legitimiert werden.¹ Damit wird ein Thema aufgegriffen, das in öffentlichen Debatten sonst wenig Beachtung findet. Statistiken belegen, dass

Frauen keineswegs die größte Betroffenen-Gruppe von Gewaltdeliktten sind. Trotzdem würden sie die überaus große Mehrzahl der ängstlichen Menschen darstellen. Selbst in Situationen, in denen die Statistik Männer als absolute Betroffenen-Gruppe ausmacht, hätten Frauen mehr Angst als Männer (Gordon, Riger 1989; BMFSJ 2005). Im Folgenden geht es darum, den Verweis auf das vorgebliche Sicherheitsbedürfnis von Frauen genauer anzuschauen und Forderungen zu entwerfen, die nicht nach autoritären Kontrollen verlangen. Ziel ist es, Anstöße für das Zusammendenken von Sicherheit, Geschlecht und Gewalt zu geben. Dabei gehe ich davon aus, dass der öffentliche Raum geschlechtsspezifisch strukturiert ist: Auch heute noch sind Vorstellungen wirkmächtig, die Frauen das Wohl um das Private zuschreiben und Männern die Sphäre der Öffentlichkeit überlassen. Diese Trennung wird durch Diskriminierung, Normen und Zugangsbeschränkungen aufrechterhalten.²

GEFÄHRLICHE ORTE? ABSURDE ÄNGSTE?

U-Bahn-Stationen und Parks werden von einer Vielzahl von Frauen als gefährliche Orte eingeschätzt. Dabei sind sie statistisch gesehen viel sicherer als die eigenen vier Wände. Trotzdem haben Frauen im Allgemeinen weniger Angst zu Hause fernzusehen oder zu heiraten, als nachts an U-Bahn-Stationen zu warten oder den kürzeren Weg durch die Grünanlage zu nehmen.

Die Angst ist erst mal real und führt zu einem beschissenen Entscheidungszwang: ignoriere ich meine Ängste oder sehe ich zu, dass ich nicht mehr so spät unterwegs bin? Beide Optionen stellen eine individuelle Reaktion auf Ängste dar und schränken die eigene Bewegungsfreiheit ein. Doch so wenig, wie das Nicht-Tragen von Miniröcken als Strategie gegen Vergewaltigungen propagiert werden soll, so wenig gilt es zu fordern, Frauen

sollten sich nachts nicht (allein) auf der Straße aufhalten, und damit sei alles wieder gut.

Recht schnell lässt sich die Universalität der These von ›den Frauen‹ als Opfer ›der Gewalt‹ bezweifeln: So sind in vielen Orten antifaschistische Männer eher von Gewalt bedroht als die Cheerleaderin des örtlichen Fußballvereins. Verschiedene Diskriminierungsmerkmale wie vermutete Nationalität, sexuelle Orientierung, körperliche Erscheinung und politische Haltung spielen zusammen. Es gibt Gewalt gegen Frauen als Migrantinnen, Gewalt gegen Frauen als Linke, gegen Frauen als Lesben, gegen Frauen als ›Behinderte‹. Und es gibt immer noch Gewalt gegen Frauen als Frauen; nicht selten führen negative Erfahrungen aus dem privaten und (halb-)öffentlichen Bereich wie Arbeitsplatz oder Verein dazu, sich fortan auch anderswo unsicher zu fühlen. Eine feministisch-emanzipatorische Politik muss daher den Spagat wagen, die (notwendig individuellen, persönlichen) Wahrnehmungen von Frauen anzuerkennen und gleichzeitig eine ganze Menge der ihr zugrunde liegenden Annahmen zu hinterfragen.

DIE ÄNGSTE ERNST NEHMEN! VORSICHT VORM

›SUBJEKTIVEN SICHERHEITSGEFÜHL‹

Das ›subjektive Sicherheitsgefühl‹ wird in herrschenden Debatten oft als Kategorie, an der sich politisches Handeln auszurichten habe, eingeführt und nicht weiter befragt. Sicherheits- wie Bedrohungsgefühle rekurren jedoch nicht nur auf eigenen Erfahrungen, sie sind auch medial und gesellschaftlich vermittelt. Walter Hammerschick belegte 1996 in einer Studie, dass Menschen sich unsicher fühlen, wenn sie Menschen begegnen, die ihnen fremd sind. Obdachlose und Menschen anderer Hautfarbe lösten Bedrohungsgefühle aus – dafür reiche bereits ihre Anwesenheit; ganz egal, was sie tun und ob es jemals zu strafrechtlichen Verstößen kam.

Die nicht weiter befragte Angst verbindet sich mit rassistischen Vorurteilen: Sie wird zur Angst vor Schwarzen, die angeblich Drogen dealen, und vor Roma, die angeblich klauen. Hier gilt es die Psychodynamik genauer zu analysieren und die gegebenen Äußerungen nicht direkt in politische Handlungsanweisungen zu übertragen. Vielmehr müssten die rassistischen Vorurteile und Ängste vor sozialem Abstieg thematisiert werden. Der Soziologe Klaus Ronneberger analysierte die Dynamik folgendermaßen: Statt gesellschaftliche Konflikte, die durch den Sozialabbau der 1990er Jahre verschärft wurden, als solche zu thematisieren, werden Ängste individualisiert; einzelne Personen oder Personengruppen werden als Schuldige auserkoren, die es wegzusperren und aus dem Blickfeld zu rücken gilt.³ Wird mehr Kontrolle für mehr Sicherheit gefordert, werden in erster Linie ›normabweichende‹ Menschen kontrolliert: Menschen, die in das Bild eines Drogenabhängigen oder Obdachlosen fallen, Menschen, die nicht weiß sind. Deutsche Sicherheitskräfte und die Polizei stehen dabei öfter auf Seiten der mehrheitsdeutschen (Frauen) als auf Seite der Migrantinnen; die Präsenz von mehr Polizei bzw. Sicherheitskräften erhöht also nur das ›subjektive Sicherheitsgefühl‹ einer ganz bestimmten Gruppe Frauen – und ist vermutlich auch nur für diese geplant.

AMBIVALENZEN DES OPFERSCHUTZES

Allen Debatten rund um die Kontrolle für ›mehr Sicherheit für Frauen‹ ist gemein, dass die Frau als grundsätzlich verletzbareres und schutzbedürftigeres Wesen angesehen wird. Auf dieser Annahme beruht dann auch eine Vielzahl von Gegenmaßnahmen. Frauen- nachttaxis, die Frauen zum ermäßigten Preis nach Hause fahren, Frauen-Kontaktbörsen, die Frauen zusammenbringen, die sich allein nicht in die Stadt oder in die Oper trauen würden, oder *Safety Audits*, in denen

Städteplaner_innen gemeinsam mit Bürger_innen gefährliche Räume begehen und gemeinsam überlegen, was an städtebaulichen Maßnahmen zu ergreifen wäre.⁴ All diesen Konzepten wohnt eine Ambivalenz inne: Einerseits werden Hindernisse aus dem Weg geräumt, die die individuelle Bewegungsfreiheit erhöhen, andererseits wird das spezielle Schutzbedürfnis von Frauen bestärkt: Vom Opferbild in der Eigen- und Fremdwahrnehmung kommen alle diese Ansätze nicht weg. Auch der Rat der Antisexismusinitiative Avanti »Was du allein tun kannst: Pfefferspray dabei haben« ist ambivalent. Das Dabeihaben von Pfefferspray erinnert die Trägerin immer wieder daran, dass sie ein potenzielles Opfer sei. Andererseits kann es dazu führen, sich selbstbewusster in der Stadt zu bewegen – und nicht zuletzt ist dieser Rat einer, der ein offensives Sich-wehren ins Auge fasst.

IMMER WIEDER: ARBEIT GEGEN GESCHLECHTER-STEREOTYPE & ÄRGERLICHE FRAUENBILDER

Viele der pragmatischen Ansätze und Diskussionen rekurren auf ein bestimmtes Frauenbild; gerade im Zusammenhang mit dem Thema der sexualisierten Gewalt gegen Frauen und der Vergewaltigung wird angenommen, dass es diese schon immer gegeben habe. Dadurch wird eine Perspektive auf Verhältnisse verhindert, in der Vergewaltigung und sexualisierte Gewalt nicht (mehr) passieren oder passieren können. Das mag daran liegen, dass diese Themen vorwiegend in Bezug auf den juristischen Umgang öffentlich diskutiert und Präventionskonzepte weniger medienwirksam vermarktet werden. (Dass sich Debatten um das Strafmaß dann wieder um den Täter drehen und die Bedürfnisse der vergewaltigten Frau nur eine untergeordnete Rolle spielen, ist auch so ein Nebeneffekt.)

So richtig es ist, Gewalt gegen Frauen zu bestrafen, so wenig hilft es, die Gewalt zu

verhindern. Gerichtsurteile werden erst *nachher* ausgesprochen, sie bieten wenige theoretische und praktische Eingriffspunkte: Frauen sind entweder schon verletzt oder aber grundsätzlich verletzbar, Gewalt gegen Frauen kann also gefürchtet oder durch Schmerzensgeld ausgeglichen werden, nicht aber bekämpft. Das Fokussieren auf das Strafmaß ist umso ärgerlicher, als dass noch niemand eine direkte Verbindung vom Strafmaß zum Rückgang der Strafquote nachweisen konnte.

Folglich zielen Kampagnen dann darauf, Männer davon abzuhalten, Frauen zu vergewaltigen, entweder durch Aufrufe oder aber durch Sicherheitskräfte und Kameras. Diese Maßnahmen, so die Rechtswissenschaftlerin Sharon Marcus, bestätigen indirekt, dass Männer es grundsätzlich und potenziell können. Weniger medial vermittelt wird der Ansatz, Frauen zu ermächtigen, die Möglichkeit der Grenzüberschreitung/Vergewaltigung/Gewalttat aus den Händen der Täter zu nehmen. Um dies tun zu können, bräuchte man einen anderen Ansatz, der Gewalt gegen Frauen nicht als überhistorischen, unveränderbaren Fakt begreift, sondern als Prozess, der Frauen immer wieder die Rolle des schutzlosen Opfers zuzuweisen versucht – und in den man intervenieren kann.

Weibliche Ohnmachts- und männliche Machtvorstellungen sind Gewalt gegenüber Frauen weder vorgängig noch Ursache des Übergriffs; sie sind ein Mittel, um Frauen eine gesellschaftliche Position zuzuweisen, sie zu entmächtigen und dadurch Ohnmacht hervorzubringen. Das vorherrschende, klassische Frauenbild eines verletzbaren, hilflosen, schutzbedürftigen, ängstlichen und bedrohten Wesens macht es Tätern leicht, sich als mächtigen Gegenpart zu imaginieren.

Konkret äußert sich die Machtvorstellung darin, dass Männer aufgrund ihrer angenommenen körperlichen Überlegenheit

grundsätzlich stärker seien als Frauen. Die Ohnmachtsvorstellung von Frauen führt dann zur Annahme einer unabwendbaren Gewalt und fußt auf dem Glauben an die Ineffizienz des sich Wehrens – trotz der leicht und empfindlich verletzbaren männlichen Geschlechtsteile. Mir wurde in der Aufklärungsstunde in der Schule erzählt, dass man sich im Zweifel nicht wehren solle, da die Täter dann noch mehr Gewalt anwenden würden. Im Klartext also: Frauen sollen sich verletzen lassen, um zu verhindern, verletzt zu werden? Mir wurde also eine passive Haltung nahegelegt.⁵

HOW TO BE IN TROUBLE. VOM UMGANG MIT GEFAHR

So ein grandioser Quatsch. Immerhin haben feministische Initiativen gegen Gewalt gegen Frauen immer wieder beweisen können, dass selbst minimaler Widerstand eine drohende Vergewaltigung abwenden kann. Lautes Schreien und Ansprechen von Passant_innen hat vielen geholfen, oftmals musste es gar nicht zu Gegenwehr kommen. Laut Landeskriminalamt NRW konnte in 70 Prozent aller Überfälle kräftiges Umsichschlagen und Schreien eine Vergewaltigung verhindern, bei übrigen Sexualstraftaten sogar in 95 Prozent der Fälle. Wichtig war allerdings ein entschiedenes Auftreten. Frauen, die weniger schüchtern wirken, berichten auch davon, weniger oft belästigt zu werden als Frauen, die sich von der Körperhaltung her schon klein machen.

Ansatz wäre also, nicht den Schutz für den schutzbedürftigen Körper zu fordern, sondern das Bild des schutzbedürftigen und hilflosen Wesens zurückzuschlagen; das Sich-wehren ist somit auch ein Zurückschlagen von Weiblichkeitsrollen, die verlangen, freundlich und geduldig auf die Bedürfnisse und Wünsche von Männern einzugehen und eigene Wahrnehmungen und Bedürfnisse hintenanzustellen. Die Frau nicht mehr als ein, natürlich

vom (Ehe-)Mann, zu beschützendes Wesen zu begreifen, ist jedoch eine Ansage, die patriarchale Grundannahmen infrage stellt und – wenig überraschend – in den aktuellen Sicherheitsdebatten nicht als Option vorkommt.

Dies soll keinesfalls heißen, dass Frauen, die sich nicht trauen, sich zu wehren, mitschuldig an der ihnen widerfahrenen Gewalt sind! Wichtig war mir zu zeigen, dass es andere Ansatzmöglichkeiten gibt, feministische Anliegen mit dem Sicherheitsbedürfnis aller Menschen zu verbinden, ohne es an Frauenhäuser, Polizei und Überwachungskameras zu delegieren. Die Welt ist ein Ort voll Gefahren. Überall könnte uns etwas passieren. Die Bedrohung reicht vom Taschendiebstahl bis zur Amok laufenden Mitschülerin, von der plötzlich durchtickenden Nachbarin bis zu der Möglichkeit, zur falschen Zeit am

falschen Ort zu sein und einfach Pech zu haben. Eine Hundertprozent-Garantie für ein Leben ohne Gefahr und Gewalt kann es nicht geben – und das ist wiederum auch beruhigend, denn sonst würden wir in totaler Überwachung und Kontrolle leben.

Eine Realität zu schaffen, in der sich Frauen und nicht-männliche Wesen nicht mehr fürchten müssen, verlangt einen aktiven Kampf gegen herrschende Geschlechterbilder und eine Ermutigung, zu handeln. Dies darf aber nicht den ängstlichen Frauen überlassen werden, sondern ist Aufgabe aller. Konkret heißt es, eine Auseinandersetzung mit individuell gemachten Erfahrungen und Wahrnehmungen zu führen, einen offensiven Umgang mit eigenen Ängsten zu finden und für Rückzugsräume einzutreten, in den diese Auseinandersetzungen geführt werden können.

AUTORIN

Sarah Dellmann lebt und arbeitet in Frankfurt am Main. Neben Lohnarbeit beschäftigt sie sich mit Themen rund um (Queer-)Feminismus und Antirassismus. Sie ist ehrenamtlich in der Kinogruppe Pupille e.V. und der politischen Jugendbildung tätig. Gemeinsam mit Teilen der Ladyfestgruppe Frankfurt am Main (<http://copyriot.com/ladyfest>) ist sie immer mal wieder an Veranstaltungen, Vorträgen oder Artikeln beteiligt.

LITERATUR

■ BMFSJ 2005, Gender Datenreport, Berlin, München. ■ Margret T. Gordon, Stephanie Riger 1989, *The female fear*, New York. ■ Walter Hammerschick 1996, *Die sichere Stadt*. Prävention und kommunale Sicherheitspolitik, Baden-Baden. ■ Ellen Krause 2003, Einführung in die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung, Opladen, S. 65-84. ■ Sharon Marcus 1997, *Fighting Bodies, Fighting Words. A Theory and Politics of Rape Prevention*, Judith Butler, Joan W. Scott (Eds.), *Feminists Theorize the Political*, New York, London, S. 385-403. ■ Susanne Paul 1993, *Gewalt gegen Frauen. Zum Problem der Gegenwehr bei Vergewaltigung und sexueller Nötigung*, Kriminalstatistik 1993, Hannover. ■ Klaus Ronneberger, Stephan Lanz, Walther Jahn 1999, *Die Stadt als Beute*, Bonn.

ANMERKUNGEN

■ 'Wenn hier von ›Frauen‹ und ›Männern‹ die Rede ist, so meine ich damit gesellschaftliche Positionen, die Menschen zugeschrieben werden – keinesfalls eine unwandelbare Wahrheit! Lesben, Migrantinnen und Transgenders sind von Gewalt gegen ›Frauen‹ noch mal anders

betroffen. Hier genauer hinzusehen wäre ein Vorschlag für weitergehende Diskussionen.

■²Die Auseinandersetzung um die Trennung von privater und öffentlicher Sphäre gehört zu den Dauerbrennern feministischer Theoriearbeit in Politik- und Sozialwissenschaften. Einen Überblick darüber gibt z.B. Krause (2003). ■³Ronneberger sieht diese Tendenz auch im Strafrecht, wo es nicht mehr um Ursachenbekämpfung, Wiedereingliederung und Kritik sozialer Strukturen gehe, sondern immer mehr um individualisiertes Scheitern.

■⁴Auch spannend: Die Forderung nach mehr Licht und Transparenz verbindet sich gut mit der Volksweisheit »Wo man sich nicht verbergen kann, hat man auch nichts zu befürchten«. Ob die Dunkelheit wirklich gefährlich ist? ■⁵Erst 1993 sorgte die Studie der Kriminalkommissarin Susanne Paul für den Wendepunkt der polizeilichen Präventionsstrategie. Sie konnte belegen, dass Frauen, die sich gegen sexualisierte Gewalt und Übergriffe wehren, die Tat abwenden oder verhindern konnten, ohne dass der Aggressor mehr Gewalt anwendete. Seitdem wird Frauen (und Kindern) auch von der Polizei geraten, sich zu wehren.